Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 10

Artikel: Mit dem Pfeil dem Roten
Autor: Niederhäusern, Walter von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073139

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

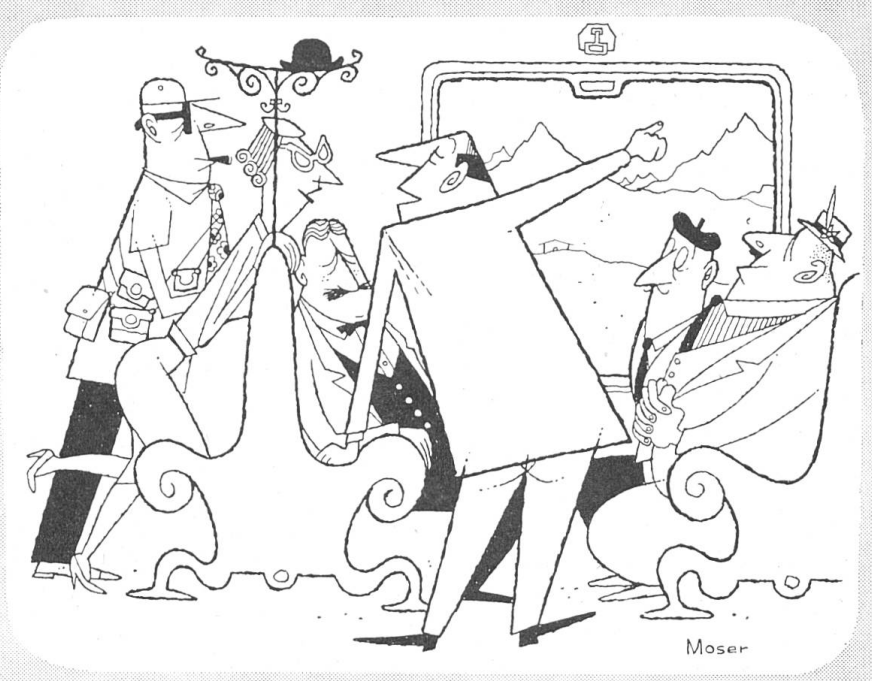
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mit dem Pfeil dem Roten



Von Walter von Niederhäusern

Die Geister, die er rief, wird er nicht mehr los!

Regelmäßig im Sommer führen wir auch Fahrten mit dem Roten Pfeil nach Lugano, mit einer anschließenden Rundfahrt durch die Stadt und über den Luganersee aus. Es liegt auf der Hand, daß für die Begleitung nur ein routinierter Reiseführer in Frage kommt, der die Sprachen der verschiedenen Nationen gut beherrscht und über alle Details der Reiseroute bewandert ist.

Gewiß kennt jeder dieser Reisebegleiter alle wichtigeren Berge bei Namen und kann darüber Auskunft geben, wie hoch er ist. Immerhin ist es unmöglich, jeden Hoger bei Namen zu kennen und seine Höhe über Meer, ja wenn möglich, sogar dessen Alter genau zu wissen, was auch schon verlangt wurde.

Doch einer unserer besten Reiseführer wußte sich in solchen Situationen immer zu helfen. Eingehend erklärte er die Gegend, nannte die Namen der Dörfer und Berge, und wenn er gefragt wurde, so wußte er auch über die Folklore der Täler und über die Geschichte guten Bescheid. Wenn ihn jedoch ein unermüdlicher Frager von seiner Aufgabe ablenkte, und den Namen irgendeines namenlosen oder unwichtigen Hogers wissen wollte, dann erklärte er mit der größten Freundlichkeit: «Das ist der ‚Piz Obedure', der nebenan, das ist der ‚Piz Undedure', und der, der gerade hinten verschwindet, das ist der ‚Piz Mittedure'.»

Der ausländische Gast, dem die Gegend vollständig unbekannt ist, und der die Namen, die während der Reise genannt werden, unmöglich behalten kann, ist zufrieden, wenn er nur eine Antwort erhält.

Der Krug geht bekanntlich zum Brunnen, bis er bricht. Und eines Tages brachte unser schalkhafter Reiseführer einen solch zerbrochenen Krug nach Hause.

Wiederum hatte er eine dieser Fahrten zu begleiten und einem deutschen Herrn, der ihn unermüdlich nach den Namen der Berge und Dörfer fragte, seine Notlösung vorgebracht. Dieser nahm ihn jedoch am Arm, deutete mit der Hand auf die andere Seite des Tales und meinte überlegen: «Na, guter Schweizer! Sie

kennen offenbar Ihre eigene Heimat zu wenig! Der ‚Piz Obedure' und der ‚Piz Undedure' befinden sich dort auf der andern Seite. Das haben Sie mir vor einigen Tagen deutlich erklärt, als ich mich zum erstenmal auf dieser Fahrt befand.»

Seit dieser Zeit ist unser Schalk mit seinen Pizen vorsichtiger geworden.

Eine Kur à la Doktor Eisenbart

Bei der Durchführung einer mehrtägigen Gesellschaftsreise ist es von größter Wichtigkeit, daß sich die Reiseteilnehmer an die festgesetzten Abfahrtszeiten halten. Nichts kann den harmonischen Verlauf einer Reise derart behindern, wie unpünktliches Erscheinen.

Auf einer großen Reise nach Deutschland befand sich unter den zahlreichen Teilnehmern ein außerordentlich hübsches Fräulein, das wir der Einfachheit halber Mimi nennen wollen. Sie war sich ihrer Schönheit mehr als bewußt und führte sich dementsprechend anspruchsvoll auf. Die Reise wurde von einem unserer besten Reiseführer begleitet, der die Höflichkeit in Person und mit einer Geduld ausgerüstet ist, die selbst Hiob in den Schatten stellen dürfte.

Die große Sünde der hübschen Mimi bestand nun gerade darin, den Reiseleiter und die Teilnehmer mit ihrer Unpünktlichkeit auf die Folter zu spannen. Kein Tag verging, an dem sie rechtzeitig zum Essen oder zu den festgelegten Abfahrtszeiten erschien. Keine Carfahrt konnte fahrplanmäßig abgefertigt werden. Immer wieder mußte man auf Mimi warten.

Es lag auf der Hand, daß sich die anderen Gäste dem Diktat der Schönen nicht länger unterziehen wollten. Sie wurden beim Reiseleiter energisch vorstellig.

Schweren Herzens und in höflichster Form ermahnte der Leiter die Fee, sich doch in Zukunft an die abgemachten Zeiten zu halten. Sie versprach mit reizendem Lächeln Besserung. Doch es blieb bei ihrem Versprechen.

In Lübeck an der Ostsee angelangt, war es mit der Geduld des Reiseleiters zu Ende. Er schwur im Kreise der aufgebrachten Teilnehmer, der Schönen eine Lektion zu erteilen, die sie zeit ihres Lebens nie mehr vergessen werde.

Die Reisegesellschaft hatte laut Programm am nächsten Morgen beizeiten die Cars zu besteigen, die sie nach einer Rundfahrt an die Ostsee etwa 10 Kilometer an der Stadt Lübeck vorbei nach Hamburg brachte. Es war bestimmt damit zu rechnen, daß Mimi wiederum auf sich warten lassen werde, und darauf hatte der Reiseleiter seinen Heilungsplan aufgebaut. Schon am Abend vorher hatte er sich mit dem Kurdirektor, der die Fahrt arrangiert hatte, besprochen. Es wurde vorgesehen, daß die Gesellschaft pünktlich abfahren werde, und der Kurdirektor die schöne Mimi, falls sie zu spät erscheinen sollte, mit seinem Wagen an die Straßenkreuzung, an der die Gesellschaft auf dem Weg nach Hamburg vorbeikommen mußte, zu bringen habe. Er müsse sie jedoch sofort wieder verlassen, damit die Wirkung auch nachhaltig genug sei, lautete der Befehl des Reiseleiters.

Am Morgen fehlte, wie vermutet, die schöne Sünderin. Dessen ungeachtet fuhren die Cars los. Der Kurdirektor harrte mit seinem Wagen der Dinge, die da kommen mußten. Und sie kamen. Schön wie der Maienmorgen trat Mimi zwanzig Minuten zu spät mit ihrem Handkoffer vom Hotel auf den Platz hinaus. Aber, o Schreck! Der Platz war leer, nur ein Herr lehnte an seinem Wagen und betrachtete die Fee mit Wohlgefallen. Ratlos wandte sich Mimi an den Concièrge. Aufgeregt begann sie hin und her zu eilen. Vom Hotel auf den leeren Platz und wieder zurück ins Hotel, wo man ihr achselzuckend die gestellten Fragen schuldig blieb.

Als sie wieder mit verstörtem Blick erschien, näherte sich ihr der Kurdirektor und erbot sich, sie nach der festgelegten Wegkreuzung zu fahren, wo sie wie abgemacht von der Gesellschaft aufgenommen würde. Dankbar und sehr erleichtert stieg Mimi ein. Doch sie ahnte nicht, was ihr noch bevorstand. Auf der Wegkreuzung angelangt, überließ der hilfreiche Direktor widerstrebend die Schöne ihrem vorbestimmten Schicksal und fuhr zurück.

Wegen einer kleinen Panne am Führungswagen fuhren die zehn Wagen erst nach ca. zwei Stunden auf die Wegkreuzung zu. Der Reiseleiter hatte sich in den letzten Wagen plaziert und den Wagenführern strikten Befehl erteilt, an der Kreuzung vorbei zu fahren. Als Mimi der Wagenkolonne ansichtig wurde, riß sie ihren Schal vom Hals und begann zu winken. Doch ihre verzweifelten Bemühungen, einen der Wagen zu stoppen, blieben erfolglos. Mit Schreck mußte sie feststellen, daß man sie offenbar gar nicht beachtete. Als auch der

letzte Wagen an ihr vorbeifuhr, sank sie schluchzend auf ihren Handkoffer und weinte vor sich hin.

Mittlerweile hatte der Reiseleiter den letzten Wagen angehalten. Er stieg aus und begab sich zurück, legte der schluchzenden Sünderin die Hand auf die Schulter und sprach ganz sanft: «Wir warten auf Sie!»

Eine unfreiwillige Bekehrung

Wieder einmal waren wir an einem herrlichen Sonntagmorgen auf der Fahrt nach dem Gornergrat. Die Gesellschaft, die ich zu betreuen hatte, setzte sich aus Leuten jeder Altersstufe zusammen. Natürlich war auch die holde Weiblichkeit in reicher Auswahl vertreten, die von einem Teilnehmer von mittlerem Alter bei jeder Gelegenheit angepeilt wurde. Jedermann freute sich des schönen Tages und dankbar folgte die Gesellschaft meinen Erläuterungen, die ich über den Lautsprecher zum besten gab. Das schien jedoch unserm Schwerenöter, der allgemein mit Gusti angesprochen wurde, in keiner Weise zuzusagen. Immer wieder versuchte er, die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken, indem er meine Ausführungen unterbrach, um seine seichten Witze an den Mann respektive an die Frau zu bringen.

Nachdem wir den Lötschbergtunnel passiert hatten und die aussichtsreiche Südrampe nach Brig hinunter fuhren, meldete sich der Mann bei mir mit dem Verlangen, das Mikrophon für kurze Zeit benützen zu dürfen. Er begann von seinen Gipfelfahrten im Wallis zu erzählen. In der weiten Runde war kein Berg, den er nicht bestiegen, kein Tal, das er nicht durchwandert und keine Klubhütte, in der er nicht seine Einkehr gehalten hatte. Er prahlte, daß sich die Balken bogen.

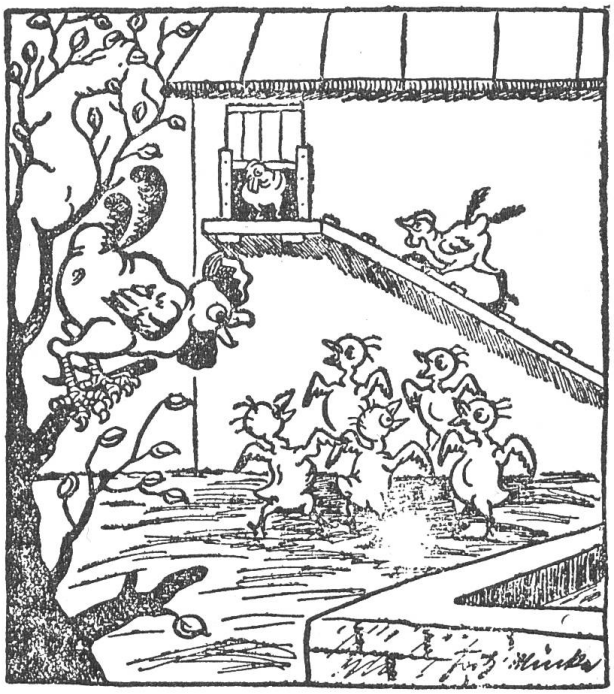
In Brig angekommen, mußten wir die Lautsprecherwagen zurücklassen, und ich durfte hoffen, unseren Prahlhans damit zum Schweigen gebracht zu haben. Das erwies sich aber bald als Fehlspekulation. Nachdem er sich auf der Fahrt nach Zermatt an einem Pfund feißen Speck und einer Flasche Wein erholt hatte, setzte er auf der Fahrt nach dem Gornergrat seine Erläuterungen fort. Zwischendurch stärkte er sich mit kräftigem Zug aus einer zweiten Flasche, die er seinem Rucksack entnahm.

Ergriffen von der Majestät des Matterhorns, betrachteten die Gäste die schöne Aussicht, und kümmerten sich offensichtlich keinen Deut um die Prahlereien, die Gusti zum besten gab. Er aber war nicht zum Schweigen zu bringen und begann mit großem Stimmaufwand seine Besteigung des Matterhorns zu schildern.

Mit zwei Kollegen hatte er den Berg in Angriff genommen, natürlich ohne Bergführer. In unerhörtem Tempo wurde die Besteigung durchgeführt, und er war eben dabei, den Schlußteil des Gipfelsturmes zu schildern, als er plötzlich verstummte, sich weit zum Fenster hinaus beugte und im hohen Bogen seinen feißen Speck à la Bourgon den Bergdohlen zum Fraß hingab. Stöhnend setzte er sich darnach in eine Ecke und blieb stumm wie der Fisch im Wasser. Er blieb auch stumm, als wir auf dem Gornergrat anlangten und ich ihn frug, ob es ihm besser gehe. Wortlos nahm er seinen Rucksack und verschwand hinter dem Stationsgebäude.

Als wir uns wieder zur Abfahrt versammelten, tauchte auch Gusti wieder auf. Er schien sehr bedrückt und gab auf meine Fragen über-

VEXIERBILD
aus dem letzten Jahrhundert



Achtung ein Marder ist in der Nähe.
Wo ist der Marder?

haupt keine Antwort. Nun befürchtete ich, daß der Mann herzleidend sein könnte, und ich drang in ihn, mir doch zu sagen, was ihm fehle.

Da neigte sich Gusti zu meinem Ohr und flüsterte kaum hörbar: «I cha nöme lede, mis Beesch esch med em Späck som Fenschte us floge.»

Ein aufsteigendes Lachen unterdrückend, begab ich mich zum Stationsvorstand, schilderte ihm Gustis Mißgeschick und bat, einen Mann auf die Strecke zu schicken, um an der von mir bezeichneten Stelle nach dem Gebiß zu suchen, falls es die Bergdohlen nicht zu ihrem eigenen Gebrauch mitgenommen hätten. Ich ersuchte um Nachsendung des kostbaren Gutes nach Zermatt, und versprach, einen anständigen Finderlohn zu bezahlen.

Meine Überlegungen erwiesen sich als richtig. Nachdem wir die Nacht in Zermatt verbracht hatten, begab ich mich am andern Morgen nach der Station der Gornergratbahn, wo mir Gustis Maschinengewehr unversehrt, in eine Schachtel verpackt, überreicht wurde. Um jedoch vor weiteren Erstbesteigungen sicher zu sein, erklärte ich dem schweigsamen Gast, man habe bis dahin noch nichts gefunden und werde den definitiven Bericht telefonisch nachsenden.

Auf der Heimreise war begreiflicherweise von Gusti nichts mehr zu vernehmen. Schweigend saß er in einer Ecke.

Erst am Abend, als ich mich von unseren Gästen verabschiedet hatte, begab ich mich zu meinem Passagier, überreichte ihm das fein säuberlich eingepackte Sprechwerkzeug und erleichterte ihn gleichzeitig um den von mir bezahlten netten Finderlohn.

Er dankte gerührt und drückte mir zum Abschied ein Päckli in die Hand, das sich zu Hause als schöner feißer Speck entpuppte.

Des Sängers Fluch

Der Männerchor einer Landgemeinde ließ sich von unserem Reisedienst seine alljährlich wiederkehrende Sängerreise ausarbeiten.

Die Fahrt ging nach Montreux, und alle Details der Reise waren aufs trefflichste vorbereitet.

Um den Verein in Empfang zu nehmen, mußte ich, da um 4 Uhr früh noch keine Zugsverbindung nach dem Abfahrtsort des Männerchors bestand, mit dem Velo hinfahren. Von allen Seiten kamen die Sänger auf die Station anmarschiert, und als der Zug eingetroffen war, fuhren wir in froher Stimmung los.

In Montreux wurden wir von einem befreundeten Verein abgeholt und ins Hotel geführt, in dem nach dem Mittagessen der vorgesehene Sängerwettstreit stattfand. Nach den kulinarischen Genüssen sammelte der Dirigent seine Sänger, und als erstes Lied sollte, sozusagen als «pièce de résistance» «Die alten Straßen noch» steigen. Da stellte sich aber heraus, daß der Solist des Vereins, der die bekannte Solopartie zu bestreiten hatte, spurlos verschwunden war.

Große Bestürzung beim Dirigenten, der dieses Lied in vielen Proben für diesen Anlaß vorbereitet hatte. Die Situation wurde höchst ungemütlich, und ich anerbot mich, den Sänger ausfindig zu machen. Das Programm wurde geändert und «Die alten Straßen noch...» wurden an den Schluß gestellt.

Derweilen durchsuchte ich das Hotel und fand den Sänger aufgeregt im Rauchsalon in einem Fauteuil, den er umgedreht hatte, um nicht entdeckt zu werden. Ich ersuchte ihn eindringlich, sofort zu erscheinen, damit das Lied nicht vom Programm abgesetzt werden müsse. Er jedoch weigerte sich auf das bestimmteste und erklärte, die Solopartie nicht singen zu können, da ihn das Lampenfieber ergriffen habe.

«Ech be eifach ned secher», erklärte er mir traurig «ond zodem han ech en Bäckerei im Dorf, ond wenn ech versäge, denn chauft mer kei Mönsch me mis Brot ond mini Weggli ab». Auf meine Einwendung, daß er, wenn er sich nun weigere, das vorbereitete Lied zu singen, ebenfalls einen schlechten Eindruck mache, seufzte er nur und ließ seinen Kopf mutlos hängen.

Da schlug ich ihm einen Kompromiß vor, um ihm die knusperigen Weggli zu retten. Ich erklärte ihm, daß auch ich in einem Männerchor singe und dort das selbe Solo zu singen habe. Er solle nun ungeniert zu seiner Partie antreten, ich werde mich dann hinter ihn stellen, und wenn das Solo anhebe, für ihn singen! Um ihn von der Tatsache zu überzeugen, stimmte ich im Summton die Partie an, und als ich geendet hatte, war er einverstanden.

Wir kamen noch zur rechten Zeit. Schnell entschuldigte ich den Ausreißer beim Dirigenten, und dann stellte ich mich, als die ersten Takte erklangen, hinter den Bäcker. Der Dirigent hatte mein Manöver natürlich beachtet

und warf mir einen mißbilligenden Blick zu, konnte aber mitten im Lied meiner Kühnheit nichts mehr entgegensetzen. Und als die Solopartie begann, setzte ich wie abgemacht ein und sang trotz den erstaunten Blicken des Dirigenten und der Umstehenden sicher und zur Zufriedenheit aller das Lied mit.

Das Resultat war eine prächtige Züpfe des dankbaren Bäckers, die ich aufs Neujahr erhielt.

Der rettende Paravent

Wieder einmal hatten wir eine Fahrt in einen bekannten Bergkurort auf unserem Programm. Die zahlreichen Anmeldungen konnten jedoch nicht alle berücksichtigt werden, da uns nur eine beschränkte Anzahl Zimmer zur Verfügung stand.

Unter den Reiseteilnehmern befand sich auch ein junges Pärchen, das offenbar seiner baldigen Verlobung entgegen sah. Unser Reisedienst hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Gesellschaft unterzubringen, und auch die schriftliche Zusicherung dafür erhalten. Es war allerdings nicht leicht gewesen, denn der Kurort war um diese Zeit ein gesuchtes Ausflugsziel und total überfüllt.

Als wir am Abend dort angekommen waren, stellte sich heraus, daß die für uns reservierten Zimmer zum Teil anderweitig vergeben waren. Ich mußte einen Teil meiner Gäste in verschiedenen Privatzimmern unterbringen lassen. Darob gab es natürlich lange Gesichter. Die Privatzimmer entsprachen in keiner Weise dem gewohnten Komfort. Es fehlten meistens nebst Stühlen auch die Spiegel, so daß die Damen nicht in der Lage waren, ihre übliche Toilette zu machen. Ich wurde mit Protesten bestürmt und mußte bald da, bald dort die Schlafgelegenheiten in Augenschein nehmen und bei der Direktion vorstellig werden.

Aber wo kein Platz mehr vorhanden ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren. Mit Mühe gelang es mir, die Gemüter einigermaßen zu beschwichtigen. Eben wollte ich mich müde und abgehetzt zu Tische setzen, als sich der junge Mann mit dem netten Fräulein nahte und erklärte, noch keine Unterkunft erhalten zu haben.

Wir begaben uns zusammen zu der Besitzerin des Kurhauses, die uns diese unmögliche Situation bereitet hatte, und ersuchten um Bereitstellung von zwei Einzelzimmern. «Ganz unmöglich», hauchte sie, den Tränen nahe, «das Haus ist total überfüllt!» Das stimmte. In Badewannen, ja sogar im Massagezimmer auf einer einfachen Pritsche hatten sich unsere genügsamen Gäste einquartiert. Da erbot sich ein Portier des Hauses, sein Schlafgemach für eine Nacht zur Verfügung zu stellen.

Er war vom gleichen Ort und besaß ein kleines Haus in der Nähe des Hotels.

Wir machten uns auf den Weg, um das Angebotene zu besichtigen.

Nun stellte sich aber ein weiteres Problem. Das junge Paar war noch nicht verheiratet, und ich glaubte, es als Bundesbeamter nicht verantworten zu können, die beiden im selben Zimmer unterzubringen. Auch in meiner Eigenschaft als Vater von drei zum Teil erwachsenen Töchtern betrachtete ich das hübsche Fräulein, das nicht abgeneigt schien, aus der Not eine Tugend zu machen – wenn hier das Wort Tugend überhaupt am Platz ist – mit gemischten Gefühlen.

Alle diese Bedenken wurden aber durch den Portier, der uns Rateburgern gefolgt war, zerstreut. Er erklärte sich bereit, mit einigen Paravents aus dem Hotel das Zimmer in zwei vollkommen getrennte Räume zu unterteilen. So beschwichtigte ich mein Gewissen, indem ich mithalf, unter Heranziehung weiterer Möbelstücke eine Barrikade zu errichten, die nach menschlichem Ermessen auch einem zielbewußten Ansturm standhalten mußte. Ganz im Innern wußte ich allerdings genau, daß die Liebe im Stande ist, bedeutend größere Hindernisse zu überwinden.

Das Paar erklärte sich mit dieser Notlösung einverstanden und begab sich zum Nachtessen. Dabei fiel mir auf, wie insbesondere die Laune des Fräuleins durch diese Komplikation in keiner Weise gelitten hatte.

Erst abends zehn Uhr kam mir beiläufig in den Sinn, daß ich für meine müden Glieder noch keine Lagerstatt angewiesen erhalten hatte. Nach dem Nachtessen ging ich auf eigene Faust auf die Suche nach einer Unterkunft und fand im Salon des Hotels einen Diwan, der mir mit einer warmen Wolldecke das Bett einigermaßen ersetzte.

Noch nicht lange ist es her, da begegnete mir das junge Paar auf der Seepromenade. Der strahlende Vater schob einen Kinderwagen, und er und seine Gattin grüßten mich wie einen guten alten Onkel, dem sie viel zu verdanken haben.